

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

## Die Weiterentwicklung der Diakonie und was dazu nötig ist

*Dieter Kaufmann*

### **Ein Beitrag aus der Tagung:**

Strategische Herausforderungen in der Diakonie

Bad Boll, 24. – 25. Mai 2011, Tagungsnummer: 620211

Tagungsleitung: Dr. Dieter Heidtmann

---

### **Bitte beachten Sie:**

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2011 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll  
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll  
E-Mail: [info@ev-akademie-boll.de](mailto:info@ev-akademie-boll.de)  
Internet: [www.ev-akademie-boll.de](http://www.ev-akademie-boll.de)

# Die Weiterentwicklung der Diakonie und was dazu nötig ist

*Dieter Kaufmann*

## 1. „Das Leben ist eine Reise. Lebenswege von Menschen mit Behinderung“, Johann Beler

Sehr verehrte Damen und Herren,

das Leben ist eine Reise. Auch das Leben von Menschen mit Behinderungen. Vor wenigen Wochen haben wir einen Film der Öffentlichkeit vorgestellt. Er vermittelt uns einen lebendigen Eindruck vom Leben dreier Frauen und dreier Männer. Einen davon möchte ich ihnen zu Beginn meines Vortrags vorstellen. Es ist Johann Beler. Mittlerweile ist er 78 Jahre alt.

>> Filmbeitrag (fehlt hier)

Eine Lebensgeschichte, die bewegt. Eine Lebensgeschichte, die uns vor Augen führt, was menschliches Leben ausmacht. Johann Beler ein Mensch, der als Kind seiner Heimat beraubt wurde, der als Jugendlicher von einem Lager ins andere geschickt wurde. Stabilität haben ihm offensichtlich die Eltern gegeben. Ohne sie verliert er den Halt, den er braucht. Nicht viel hat gefehlt und Herr Beler hätte sein Leben verloren. Was ihn gerettet hat? Menschen, die sich für ihn eingesetzt haben. Eine Umgebung, die ihm Halt gab. Eine Beschäftigung, die er als sinnvoll erlebt hat. Vor 17 Jahren ist er mit 61 in eine Außenwohngruppe gezogen. Er hat das Leben in einer verlässlichen Gemeinschaft wieder schätzen gelernt. Er bringt sich ein, er kocht gerne, geht fröhlich einkaufen in Bopfingen, seiner neuen Heimat, und er kommt ins Gespräch mit den Menschen auf der Straße. Wenn wir heute von Inklusion reden, dann ist Johann Beler für mich ein hervorragendes Beispiel dafür.

Warum stelle ich ihnen diesen Menschen vor? Ganz einfach. Die Weiterentwicklung diakonischer Arbeit, um die es ja in meinem Vortrag gehen soll, muss immer ein entscheidendes Kriterium erfüllen: Dass sie dem einzelnen, dem konkreten Menschen dient. Zuerst der Mensch. So haben wir vor über zehn Jahren unser Verbandsleitbild zusammengefasst. Daran muss sich jede Weiterentwicklung diakonischer Arbeit messen lassen. Zuerst der Mensch. Das heißt nach christlichem Verständnis immer auch: der ganze Mensch. Der Mensch in seiner Geschichte, mit seinen Prägungen, mit seinen Bezie-

hungen, in seiner Bedürftigkeit und mit seinen Fähigkeiten, als Mensch der schuldig geworden ist und doch von Gott geliebt ist, als einer, der vertrauen kann.

## 2. Weiterentwicklung diakonischer Arbeit muss dem Menschen dienen

Der Schlüssel für die Weiterentwicklung der Diakonie liegt deshalb darin, wie wir den einzelnen Menschen sehen, wie wir ihm gerecht werden. Deshalb kann es der Diakonie immer nur um eine qualitative Verbesserung oder um Qualitätssicherung ihrer Arbeit gehen. Quantitatives Wachstum kann sehr wohl die Folge davon sein. Auch wirtschaftlicher Erfolg kann sehr wohl Konsequenz einer qualitativ guten diakonischen Arbeit sein. Aber beides ist nicht das Ziel. Es sind mögliche Effekte oder Nebenfolgen. Leider leben wir in einer Gesellschaft, in der das, was gut ist und dem Menschen dient, oft nicht angemessen honoriert wird.

### 2.1. Qualitative Weiterentwicklung

Was aber heißt qualitative Verbesserung konkret? Was dient den Menschen mehr? Welche Strukturen brauchen wir dazu? Die Antworten darauf sind sehr unterschiedlich.

Zwei Tendenzen lassen sich heute erkennen. Zwei Richtungen, in denen insgesamt in unserer Gesellschaft Antworten auf die großen Herausforderungen gesucht werden:

Die eine Richtung ist ein Produkt der Industriegesellschaft, ein Ergebnis fortlaufender Technisierung und eines immensen Zuwachses an Wissen. Weiterentwicklung heißt in diesem Zusammenhang vor allem Spezialisierung und Professionalisierung. In der Medizin lässt sich die damit verbundene Ausdifferenzierung gut beobachten. Bis heute profitieren wir davon. Wer von uns lässt sich nicht lieber von einem Spezialisten operieren als von einem Allgemeinarzt! Interessant ist aber, wie im medizinischen Bereich durchaus die Grenzen dieser Spezialisierung gesehen werden. Und wie hier Formen einer Zusammenarbeit unterschiedlicher Disziplinen entstanden sind. Die Tendenz zu einer weiteren Ausdifferenzierung lässt sich insgesamt in unserer Gesellschaft beobachten. Die Milieuforschung wie die neue Sinus Studie 2010 zeigt uns, wie ständig neue Milieus und Lebenswelten entstehen. Die Milieugrenzen sind zwar fließend, gleichzeitig gibt es starke Tendenzen einer Milieuabschlussung oder Segregation. Vom Prekariat hält man sich lieber fern. Zu denen will man schließlich nicht gehören.

Die andere Tendenz speist sich aus dem wachsenden Unbehagen gegenüber dieser fortschreitenden Ausdifferenzierung und Segregation. Schon vor über 30 Jahren hat Ulrich Beck in seiner Risikogesellschaft davon gesprochen, dass wir in Zukunft vor allem Spezialisten für den Zusammenhang brauchen. Interdisziplinarität gilt heute als Qualitätsmerkmal guter Wissenschaft. Vernetzung ist angesagt in der freien Wirtschaft. Und überall entstehen Generationen und Milieu übergreifende Modelle, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken.

## 2.2 Diakonie und qualitative Weiterentwicklung

Und in der Diakonie? Welche Tendenz herrscht hier vor? Sie brauchen nur auf das Organigramm der Landesgeschäftsstelle mit ihren verschiedenen Abteilungen schauen. Die meisten von ihnen lassen sich den unterschiedlichen Sozialgesetzbüchern zuordnen. Es sieht momentan nicht danach aus, als ob die Zahl der SGB weniger wird. Diese Versäulung der sozialen Arbeit bietet zwar organisatorische Vorteile. Aber wir wissen alle: Sie wird dem Menschen immer weniger gerecht. Weil Menschen verschieden sind und sich nicht ohne weiteres in eine bestimmte Schublade stecken lassen. Der ständige Streit um Zuständigkeit wird deshalb viel zu oft auf dem Rücken bedürftiger Menschen ausgetragen. Diakonische Einrichtungen und Dienste leiden darunter. Ihr Handlungsspielraum ist begrenzt und abhängig von einer Politik, der es oft genug nur ums Sparen geht.

## 2.3. Ein Vorschlag und zwei Lösungsmodelle

Wolfgang Maaser hat vor Jahren im Blick auf die zukünftige Organisationsstruktur der Diakonie zwei Lösungsmodelle unterschieden. In der Expertise „Perspektiven der Diakonie im gesellschaftlichen Wandel“ der Diakonischen Konferenz des Diakonischen Werkes der EKD wird darauf Bezug genommen.

Das eine Lösungsmodell ist das einer weiter gehenden Segregation. Am Ende stehen dann drei zwar durch eine gemeinsame Wertebasis noch verbundene, aber doch sehr eigenständige Organisationen.

Zum einen wäre das ein Sozialverband, der vor allem sozialanwaltschaftlich und als Akteur der Zivilgesellschaft aktiv ist.

Zum anderen gäbe es einen Unternehmensverband, der vor allem die Wettbewerbsfähigkeit seiner Mitglieder stärkt.

Und als drittes würde wohl eine Art kirchliche Gemeinwohl-Agentur entstehen. Sie wäre vor allem durch Spenden finanziert und durch freiwilliges Engagement bestimmt.

Diesem segregativen steht ein integratives Lösungsmodell gegenüber. Es geht von der Beibehaltung der etablierten Organisationsstrukturen aus. Also auch von der engen Verbindung von Kirche und Diakonie. Und es beansprucht, einen gemeinsamen wertebezogenen Qualitätsbegriff zu entwickeln. Dieser soll das operative Geschäft im Sinne einer kontinuierlichen Weiterentwicklung steuern und bestimmen.

## 3. Das integrative Modell für die Weiterentwicklung diakonischer Arbeit

### 3.1. Teilhabe und Inklusion

Sie werden nicht überrascht sein, wenn ich mich heute zu diesem integrativen Lösungsmodell bekenne. Nicht nur, weil mir an diesem wertebezogenen, theologisch begründeten Qualitätsbegriff sehr viel liegt. Nein, sondern auch weil wir in der Diakonie schon seit Jahren in dieser Richtung unterwegs sind. Aus guten Gründen und vielfach mit guten Ergebnissen.

Die qualitativen Leitbegriffe müssen dafür nicht erst gesucht werden. Es gibt sie bereits: Teilhabe und Inklusion. Zwei Seiten einer Medaille. Sie stehen im Hintergrund der wesentlichen Veränderungsprozesse in der diakonischen Landschaft: Bei der Ambulantisierung und der Umwandlung vieler Einrichtungen in kleine Wohngruppen genauso wie bei der interkulturellen und der Gemeinwesenorientierung. Entscheidend ist, dass sich die meisten Akteure im sozialen Bereich diesen qualitativen Leitbegriffen verpflichtet wissen. Die EU beispielhaft mit der UN-Behindertenrechtskonvention. Der Bund mit zahlreichen Anstrengungen und Initiativen z.B. im Bildungsbereich oder beim Thema soziale Stadt. Ähnliches gibt es auf Landes, Kreis- und kommunaler Ebene. Auch bei den Kirchen und Gemeinden sehe ich das auf allen Ebenen. Dieser große Konsens ermöglicht eine bunte Vielfalt von Kooperationen. Und das ist gut so. Es entspricht dem integrativen Modell und es dient den Menschen. Deshalb freue ich mich, wenn z. B. eine große diakonische Einrichtung (Bruderhausdiakonie) sich an kleinen Projekten wie einem Mehrgenerationenhaus beteiligt.

Inklusion zielt auf gleichberechtigte Teilhabe ganz unterschiedlich begabter und begrenzter Menschen am gesellschaftlichen Leben. Inklusion gelingt aber nur, wenn die unterschiedlichen Akteure im sozialen Raum auch selbst zu dieser Inklusion bereit sind.

Ein Lehrstück war für uns in der Diakonie der Internationale Diakoniekongress „All inclusive“ im März hier in Bad Boll. Die inclusive Arbeitsweise, symbolisiert durch ein dreiköpfiges Kongresspräsidium von Menschen mit „different abilities“, war ein Einüben von anderen Arbeitsweisen. Aber auch die Erfahrung von Grenzen, die dann in ganz anderer Form auftauchen.

Alle sind daran beteiligt und davon betroffen. D.h., wenn sie sich öffnen füreinander, wenn sie aufeinander zugehen, wenn sie andere Sichtweisen ernst nehmen, wenn Partikularinteressen nicht im Vordergrund stehen, wenn gemeinsam Ziele entwickelt und Schritt für Schritt umgesetzt werden entsteht der Weg der Inklusion.

### 3.2. Freiwilliges Engagement

Lassen sie mich diesen Mehrwert des Miteinanders an einem Beispiel veranschaulichen. Die Bedeutung des freiwilligen Engagements wächst stetig. Entsprechend intensiv wird nach Freiwilligen gesucht und entsprechend attraktiv versucht man ihr Engagement zu gestalten. Häufig sucht jede Institution je für sich nach Freiwilligen. Das Pflegeheim der Diakonie, der Besuchsdienst der Gemeinde, die Schulmensa und Hausaufgabenbetreuung, die Diakonie- und Sozialstation, das Familienzentrum und eine Fülle von Vereinen und Initiativen auch. Man kann – vorausgesetzt man hat genügend Geld – die Suche nach Ehrenamtlichen professionalisieren, kann Anzeigen schalten und ansprechende Fortbildungen anbieten. De facto entsteht so aber ein Konkurrenzkampf, der enorme Kräfte bindet. Der aber auch bei Interessierten nicht unbedingt gut ankommt. Sie haben womöglich den Eindruck: Jeder will was von mir. Muss ich mich auf diese Konkurrenzkiste wirklich einlassen?

Eine Alternative dazu ist es, wenn sich in einer Stadt oder Kommune die verschiedenen Anbieter zusammen tun und gemeinsam eine MitMachWoche organisieren oder eine Freiwilligenagentur gründen. Solche gemeinsamen Initiativen machen den Stellenwert des Ehrenamts für die ganze Gesellschaft deutlich. Sie stellen die gemeinsamen Ziele von Teilhabe, von Mitgestaltung und Mitverantwortung in den Vordergrund. Zumindest auf lange Sicht sehe ich die Chance, dass auf diese Weise we-

sentlich mehr Menschen für ein freiwilliges Engagement gewonnen werden können als durch eine Vielzahl von Einzelaktionen. Nicht nur, aber auch in Kirche und Diakonie.

### 3.3. Integrative Pflege

Ein zweites Beispiel, in dem der Mehrwert eines integrativen Ansatzes unmittelbar erkennbar ist: Die integrative Pflege. Sie gelingt dann, wenn alle Beteiligten gut zusammen arbeiten: Pflegeberatung, ambulante Dienste und stationäre Einrichtungen, Nachbarschaftshilfe, Kirchengemeinden und Ehrenamtliche, Angehörige und Nachbarn, Ärzte und Krankenkassen. Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit hängt entscheidend davon ab, wie sehr das Wohl des pflegebedürftigen Menschen im Vordergrund steht. Die Erfahrung zeigt, dass durch die Zusammenarbeit, durch die verschiedenen Perspektiven, die dadurch zusammen kommen, auch neue Angebotsformen entstehen. Etwa im Bereich der Betreuung. Und nicht zuletzt: Auch in politischer Hinsicht erhöhen sich die Gestaltungsmöglichkeiten erheblich durch ein solches Miteinander. Ich bin zuversichtlich, dass die Reform der Pflegeversicherung hier eine spürbare Verbesserung bringen wird. Das ist auch der intensiven Lobbyarbeit der diakonischen Verbände zu verdanken.

## 4. Der bittende Freund (Lk 11, 5–10) – oder: 5 Konkretionen des integrativen Modells

Welche konkreten Anregungen lassen sich nun aus diesem integrativen Ansatz ableiten?

Ich möchte ihnen dazu eine Geschichte erzählen. Eine Geschichte, die Jesus erzählt hat und über die nächsten Sonntag auch gepredigt wird.

Sie beginnt damit, dass einer überraschend Besuch bekommt. Unangekündigt, zu einer Zeit, in der jeder normale Mensch im Bett liegt und schläft. Geplant war dieser Besuch nicht. Er ist einer Not geschuldet. Womöglich hat der Reisende sich verletzt und konnte sein ursprünglich geplantes Ziel zu Fuß nicht erreichen. Jedenfalls klopft er mitten in der Nacht an die Tür des Freundes. Von ihm erhofft er sich Hilfe. Und tatsächlich, der Freund öffnet die Tür. Schaut ihn aus müden Augen an. Aber er freut sich ihn zu sehen. Selbstverständlich bittet er ihn herein. Der Freund erzählt von seiner Reise und wie froh er ist, jetzt hier zu sein. Doch sein Gastgeber hat ein Problem. Er hat nichts zu essen im Haus. Es hat gerade so gereicht, dass die eigene Familie nicht hungrig ins Bett gehen musste. Was tun? Wo bekommt er jetzt noch Brot her? Und schon ist er aus dem Haus und steht vor der Tür seines befreundeten Nachbarn. Es ist ihm sehr bewusst, dass ein nächtliches Klopfen nicht unbedingt ein Akt der Nächstenliebe ist. Aber er rechnet damit, dass der Nachbar Verständnis für seine Situation hat. Und tatsächlich, der Nachbar ist nicht erfreut über die nächtliche Ruhestörung: „Was ist los?“ grummelt er aus dem Haus. „Ich brauche drei Brote von dir. Mein Freund ist überraschend gekommen und ich habe nichts im Haus.“ Jesus gibt dieser Geschichte nun eine überraschende Wende. Er sagt: Jetzt stellt euch mal vor, der Nachbar in seinem Bett antwortet: „Tut mir leid, ich kann nicht, die Haustür ist verriegelt, die Kinder liegen bei mir im Bett, wenn ich aufstehe, wachen die auf und dann gibt's Geschrei.“ Wie reagiert nun der nächtliche Türklopfer? Wenn er die Freundschaft nicht über-

strapazieren will, dann geht er brotlos wieder nach Hause. Aber, sein anderer Freund ist ihm wichtig und der ist von der langen Reise regelrecht ausgehungert. Also klopft er weiter und lässt nicht locker. „Du kannst mich jetzt nicht hängen lassen. Komm, gib mir das Brot. Du weißt, wie dringend ich es brauche.“ Und tatsächlich, die Hartnäckigkeit und die Unverschämtheit zahlt sich aus. Er bekommt sein Brot. Und Jesus sagt: So hartnäckig, ja so unverschämt dürft und sollt ihr auch sein, wenn ihr an Gottes Tür klopfet.

Diese Beispielgeschichte ist eine durch und durch diakonische Geschichte. Fünf konkrete Anregungen für die Weiterentwicklung der Diakonie nehme ich aus dieser Geschichte mit:

#### 4.1. Die erste Anregung: Es geht nichts über gute Freunde.

Der Reisende in Not weiß, wo er auch nachts noch klopfen kann. Diakonie muss deshalb vor Ort sein, muss bekannt und ansprechbar sein, muss Bestandteil eines sozialen Netzes sein und dieses Netz weiter entwickeln. Diakonische Einrichtungen können und dürfen vorhandene soziale Netze nicht ersetzen. Diakonische Angebote sollen aber darauf bezogen sein. Sie sollen soziale Netze nicht schwächen, sondern stärken. Gemeinwesenorientierung ist deshalb ein Qualitätsmerkmal jeder diakonischen Arbeit. Ganz unabhängig von Größe und Tätigkeitsfeld. Ohne diese Gemeinwesenorientierung, ohne die Bekanntheit, ohne einen entsprechenden Vertrauensvorsprung würden ja auch immer weniger Menschen an die Türen der Diakonie klopfen.

Es geht nichts über gute Freunde. Das gilt gerade auch für Menschen mit Behinderungen. Lass uns Freunde sein. Das ist das Motto der diesjährigen Woche der Diakonie Anfang Juli. Wer das Themenheft (>> genügend Exemplare zur Tagung mitbringen) schon einmal angeschaut hat, der entdeckt auf jeder Seite, wie wertvoll Freundschaften für Menschen mit Behinderungen sind. Gelingt es uns in unseren Einrichtungen solche Freundschaften, solche persönlichen Kontakte zu ermöglichen? Solche Beziehungen bringen eine neue Qualität diakonischer Arbeit mit sich. Sie ermöglichen, dass Menschen mit Behinderungen oder Hilfebedarf sich ganz individuell einbringen können. Das bringt zwar bisweilen manches durcheinander, ist aber für das Leben in den Einrichtungen und in den Gemeinden eine große Bereicherung.

>> Beispiel von Gottesdienstbesuch in Obertürkheim. (fehlt hier)

#### 4.2. Zweite Anregung: Hilfe orientiert sich an konkreten Bedürfnissen, aber auch an übergeordneten Werten.

Wer schon einmal in unseren internationalen diakonischen Partnerschaften unterwegs war macht die Erfahrung einer großen Gastfreundschaft. Das Gebot der Gastfreundschaft, das Jesus in seiner Geschichte selbstverständlich voraussetzt, gilt nicht nur den Freunden. Das Prinzip der Freundschaft ist wichtig, es hat aber auch Grenzen. Denn es beruht auf Gegenseitigkeit, es schließt viele aus, die aus welchen Gründen auch immer keine Freunde haben. Deshalb braucht es übergeordnete Werte, die selbstverständlich sind. Werte, die für alle Menschen gelten, ohne Unterschied. Auch denen, die mich nachts aus dem Schlaf reißen oder mich nachts schlecht schlafen lassen. Über diese Werte müssen wir uns verständigen. Sie sind elementarer Bestandteil einer diakonischen Kultur, die es kontinuierlich zu entwickeln und etablieren gilt. Viele, vor allem auch die größeren diakonischen Einrichtungen haben

deshalb eine Vielzahl von Bildungsangeboten, die das gewährleisten. Zahlreiche Bildungsangebote werden von der Landesgeschäftsstelle verantwortet. Wichtig sind insbesondere Angebote, die Arbeitsfelder übergreifend sind. Alle Angebote haben ein Ziel: dass vor Ort in den Einrichtungen, Diensten und Gemeinden eine diakonische Kultur nicht nur propagiert, sondern auch gelebt wird.

Dazu gehört auch, dass wir uns kritischen Themen stellen. Wir müssen das sehr ernst nehmen, wenn Mitarbeitende, Angehörige oder Hilfebedürftige diese diakonische Kultur vermissen.

Die wachsende Vielzahl kultureller Prägungen unter Mitarbeitenden ist dabei eine große Herausforderung. Denn die Pluralität der Werthaltungen führt leicht zu einer scheinbar pragmatischen – weil Konflikte vermeidenden Oberflächlichkeit. Der Identifikation und der Motivation dient diese Oberflächlichkeit nicht. Das Ringen um gemeinsame Werte fällt da viel schwerer. Es lohnt sich aber. Oft genug wird man staunen, dass die Gemeinsamkeiten viel größer sind als gedacht.

Nicht zuletzt sind Diakonie und Kirche gefordert sich in die öffentliche Wertedebatte einzumischen. Wenn ein Gunther Sachs als Begründung für seinen Selbstmord sagt, dass Demenz ein Leben in Würde unmöglich macht und wenn 80 Prozent der Bevölkerung dem zustimmen, dann müssen wir öffentlich und mit guten Gründen widersprechen. Menschliche Würde gilt grundsätzlich für jeden Menschen in jeder Lebenssituation.

#### 4.3. Dritte Anregung: Um zu helfen, brauche ich die Hilfe anderer.

Es entspricht menschlicher Existenz, dass wir auf andere angewiesen sind. Mal mehr, mal weniger. Das gilt für den einzelnen Menschen, das gilt aber auch für jedes einzelne diakonische Angebot. Der Freund hatte in jener Nacht eine freundliche Begrüßung und ein sicheres Dach über dem Kopf zu bieten, aber kein Brot. Wir haben es in unseren diakonischen Einrichtungen und Diensten, aber auch in den Gemeinden mit Menschen zu tun, denen wir nicht umfassend helfen können. Umso wichtiger ist es zu wissen, wo Hilfe möglichst schnell zu bekommen ist. Das wiederum setzt voraus, dass wir unsere Nachbarn, unsere Mitstreiter im diakonischen Feld kennen. Dass wir voneinander wissen, dass wir vermitteln und aufeinander verweisen können. Ich möchte nur daran erinnern, was ich vorhin unterm Stichwort integrative Pflege gesagt habe. Es gehört zu unserer Professionalität, dass wir die Grenzen der eigenen Möglichkeiten kennen. Es gehört aber auch zu unserer Professionalität, dass wir in der Lage sind, andere mit ins Boot zu holen, wo das nötig ist.

Diese Angewiesenheit auf andere gilt in zweierlei Hinsicht. Einmal im Blick auf die konkreten Hilfeangebote vor Ort. Weil Menschen in Not nur begrenzt mobil sind, braucht es vor Ort ein gut funktionierendes Netz der verschiedenen Akteure im sozialen Raum. Deshalb liegt uns auch so viel daran, dass die Landkreisdiakonie immer mehr Gestalt gewinnt. Dass auf dieser Ebene Themen bearbeitet, Kooperationen vereinbart und diakonische Angebote entwickelt oder weiterentwickelt werden.

Neben dieser eher horizontalen braucht es aber auch eine vertikale Vernetzung. Die allerwenigsten diakonischen Einrichtungen können auf allen Ebenen präsent sein. Dazu ist unser Sozialstaat, dazu ist unsere gesamte Gesellschaft zu komplex. Wir brauchen eine übergeordnete Rechts- und Wirtschaftsberatung, wir brauchen die Möglichkeit einer landesweiten Öffentlichkeitsarbeit. Wir brauchen ein hohes Maß an Beratungskompetenz. Und wir brauchen ein gutes, übergreifendes Bildungsangebot. Eine wesentliche Aufgabe der diakonischen Werke ist ihre Funktion als Moderatorinnen. Die Diakonischen Werke können geeignete Plattformen schaffen, um gemeinsame Strategien zu entwickeln. Oder um von den Erfahrungen anderer profitieren zu können. Oder um Entwicklungen durch geeignete Projekte anzustoßen. Ich nenne nur einige aktuelle Beispiele: interkulturelle Orientierung, Ethikberatung, Chronos – den demographischen Wandel gestalten, Seelsorge im Alter. Auch andere für die



Diakonie wichtigen Aufgabenfelder sind auf der Landesebene am besten aufgehoben. Z.B. das Freiwillige Soziale Jahr und der im Juli startende Bundesfreiwilligendienst.

Insgesamt sehe ich, dass auch die Diakonischen Werke der einzelnen Landeskirchen in Zukunft intensiver zusammen arbeiten müssen. Dazu gehört, dass wir gemeinsame Standards entwickeln und weiter entwickeln. Diakonische Werke sind dazu da, die Arbeit der Einrichtungen und Dienste zu fördern und nicht zu erschweren.

#### 4.4. Die vierte Anregung oder besser gesagt Einsicht: Es geht nicht ohne nächtliche Ruhestörung und hartnäckiges Klopfen.

Der Wunsch oder die Aufforderung zur Zusammenarbeit ist zunächst eine Störung. Zusammenarbeit macht vieles komplizierter. Noch ein Gremium, noch eine Sitzung, noch mehr Absprachen und Rücksichtnahmen, noch mehr Austarieren und Kompromisse. Und je mehr beteiligt sind, desto länger ist der Weg zu Entscheidungen und zu konkretem Handeln. Es wäre fahrlässig, die Schwierigkeiten von Kooperationen auszublenden. Jeder von uns hat negative Erfahrungen mit Kooperationen gemacht. Sie sind ein Hauptgrund für die Verweigerungshaltung vieler. Es ist immer einfacher nicht nach rechts und links zu schauen und sich auf die eigene Arbeit zu konzentrieren. Damit diese möglichst effektiv und kostengünstig bewältigt wird. Der Weg der Segregation, des jeder für sich, ist zunächst immer der einfachere, der plausiblere. Aber dieser Weg lässt sich auf Dauer nur gehen, wenn man vieles ausblendet. Vor allem wenn man den Blick auf den konkreten Menschen verliert. Daran erinnert uns Jesu Geschichte, dass es ja nicht darum geht, den anderen in seiner Nachtruhe zu stören, sondern darum die elementaren Bedürfnisse des reisenden Gastes zu stillen. Kooperation braucht deshalb eine gemeinsame Basis und eine gemeinsame Überzeugung. Nur so verkraftet sie auch Irritationen und Enttäuschungen.

Ich würde mich sehr freuen, wenn auch diese Tagung dazu genützt wird, dass gemeinsame Projekte angedacht werden. Der große Vorteil hier: Das geht in entspannter Atmosphäre bei einem Glas Wein und ganz ohne nächtliche Ruhestörung. Nötig ist diese Ruhestörung freilich immer wieder. Im Gespräch mit den Verantwortlichen in der Politik und in der Wirtschaft müssen wir hartnäckig bleiben. Manchmal so lang bis uns die Knöchel schmerzen vom vielen Klopfen.

#### 4.5. Ein letzter Gedanke. Jesus erzählt diese Geschichte ja als Aufforderung zum hartnäckigen Beten.

Dennoch oder gerade deshalb ist es eine diakonische Geschichte. Denn auch das Gebet gilt dem Wohl des anderen. Der Leidenschaftlichkeit des Betens entspricht die Leidenschaftlichkeit des Handelns. Das Gebet ist aber noch mehr. Es vergewissert uns darin, was wir tun. Dass es Gottes guter Wille ist, wenn wir uns für andere, für Gerechtigkeit und Teilhabe einsetzen. Es macht uns gleichzeitig bewusst, dass wir in unseren Möglichkeiten begrenzt sind. Dass wir selbst angewiesen bleiben auf die Hilfe Gottes, auch und gerade in unserem Helfen. Mit dem Gebet stellen wir uns auf eine Stufe mit denen, die uns um Hilfe bitten. Das Gebet bewahrt uns deshalb davor, dass wir überheblich werden. Es verbindet uns vielmehr mit Gott und mit den Menschen, für die wir da sind. Wer für jemanden regelmäßig betet, der wird auch nachts an fremde Türen klopfen um zu helfen. Dieser Gottesbezug, diese spirituelle Dimension diakonischer Arbeit, lässt sich nicht organisieren. Aber auch hier gilt: Wir können uns dafür öffnen, können Räume schaffen, in denen das geschieht. Was hindert uns dar-

an immer wieder Gottesdienste zu feiern? Was hindert uns daran Orte zu schaffen, in denen wir uns in Beziehung zu Gott setzen und gleichzeitig in Beziehung zu den Menschen, für die wir Sorge tragen?

## 5. Schluss

Johann Beler hat in seinem Leben diese Erfahrung gemacht. Dass der da oben für ihn gesorgt hat. Dass er ihm Menschen zur Seite gestellt hat, die ihm Halt gegeben haben. Dieser Halt war Voraussetzung dafür, dass er sein Leben wieder selbst gestalten konnte mit all seinen Beziehungen. Mich beeindruckt das sehr, was dieser Film – übrigens selbst ein hervorragendes Beispiel für eine produktive Zusammenarbeit von Diakonischem Werk, diakonischen Einrichtungen und Filmschaffenden – am Ende zeigt. Wie Johann Beler im Gespräch ist mit dem hilfsbereiten Mann aus der Slowakei. Ich glaube diese Begegnung hat ihm geholfen zu akzeptieren, dass das Haus seiner Kindheit nicht mehr existiert.

Solche Begegnungen, solche Beziehungen sind es, von der diakonische Arbeit lebt. Wenn Menschen sich füreinander öffnen, sich aufeinander einlassen, dann wird etwas sichtbar vom Reich Gottes.

*Oberkirchenrat Dieter Kaufmann ist Vorstandsvorsitzender des Diakonischen Werks Württemberg.*